

Kosmos sozialen Zusammenlebens würde sich besser verstehen und die anhaltende Krise müsste sich klarer durchschauen lassen.

3 Werk und wissenschaftliche Rolle

3.1 Methodische Grundlagen der Soziologie

Dieser präeminenten Rolle kann die Soziologie indes nur durch einen klar geschnittenen Gegenstand und eine verbindliche Methode gerecht werden. Bereits in seiner ersten lateinischen Dissertation über Montesquieu von 1892 studiert Durkheim (1953, dt. 1981) die methodischen Grundlagen der Sozialwissenschaft und preist den Autor des *Geistes der Gesetze* für seine bahnbrechenden Einsichten in die Gesetzmäßigkeiten sozialen Lebens, seine Typisierung von Gesellschaften und seine vergleichende Methode, mit der man sie studieren kann. In den *Regeln der soziologischen Methode* von 1895, dem methodischen Manifest der Durkheim-Schule, greift er auf diese Erkenntnisse zurück und definiert Soziologie als „Wissenschaft von den Institutionen, deren Entstehung und Wirkungsart“ (Durkheim 1976, S. 100). Anders als Montesquieu will Durkheim den Gegenstand der Soziologie jedoch nicht nur auf politische Einrichtungen beschränkt sehen, sondern fasst darunter allgemein und viel weiter alle sozialen Faktoren, Strömungen und kollektiven Vorstellungen – kurzum alle sozialen Tatbestände, sofern sie dem Einzelnen äußerlich sind, auf ihn sozialen Druck ausüben, in der Gesellschaft allgemein auftreten und ein von jedem Einzelnen unabhängiges Eigenleben führen. Wer dieses soziale Leben verstehen will, muss sich um eine Beschreibung, Erklärung und Beurteilung von sozialen Phänomenen bemühen.

Um dieses Programm einzulösen, muss man sich zunächst aller vorgefassten Ideen und Vorurteile entledigen, soziale Phänomene ausschließlich in ihrer Eigenart und gemäß ihrer äußeren Merkmale gleichsam wie Dinge beschreiben. Soziale Tatbestände sind äußerlich, zwanghaft, allgemein und unabhängig. Sie sind *äußerlich*, weil sie dem Menschen keineswegs angeboren sind, sondern ihm anerzogen werden müssen. Dazu ist in der Regel Erziehung, also pädagogische Willkür, vonnöten, damit der nachwachsende Mensch eine Sichtweise entwickelt, zu der er spontan oder gar „natürlich“ niemals gekommen wäre. Da soziale Tatbestände weder der Natur der Menschheit noch der Natur des Menschen innewohnen, sind sie *allgemein* und nicht universal. Sie sind *zwanghaft*, da sie auf den Willen jedes einzelnen Individuums moralischen Druck ausüben. Normalerweise spüren wir diesen Druck gar nicht mehr, weil wir routinemäßig bestimmten Regeln und Normen wie selbstverständlich

folgen; erst wenn wir gegen sie verstoßen, bekommen wir die Macht ihrer Existenz zu spüren. In der Sanktion fühlen wir die Geltung von Regeln und Normen. Soziale Tatbestände sind *unabhängig*, weil sie weder im Verhalten einzelner Individuen aufgehen, noch sich in und durch ihre Praxis erschöpfen.

Durkheim verdeutlicht den äußerlichen, zwanghaften, allgemeinen und unabhängigen Charakter an drei Institutionen: der Sprache, die Verständigung eröffnet, dem Geld, welches Tausch erleichtert, und den Produktionsmethoden, die zur Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit vonnöten sind. Aber auch sozialökologische Kontexte wie Handels- und Verkehrswege, die unser Verhalten kanalisieren, oder außeralltägliche Situationen wie kollektive Massenhysterien, die uns erfassen, illustrieren die fühl- und spürbare Existenz des Sozialen. Das *Soziale* ist folglich mehr als die Summe individueller Handlungen und die Gesellschaft mehr als ein Aggregat von Individuen wie in der individualistischen Tradition von Thomas Hobbes bis Herbert Spencer.

Nirgendwo kommt die kollektive Natur des Sozialen so klar zum Ausdruck wie im Konzept der *Gesellschaft*. Nach dem Prinzip schöpferischer Synthese fasst Durkheim Gesellschaft als Realität *sui generis*, also als *Emergenz*. In der französischen Tradition von Auguste Comte versteht er das Soziale als eigenständigen Bereich der Wirklichkeit, der sich weder auf physische, biologische oder gar psychische Faktoren zurückführen lässt. Diese epistemologische Grundannahme, der emergente Charakter des Sozialen, scheint in seiner Erklärungsstrategie wieder auf. Soziales, so der erste methodologische Grundsatz, lässt sich nur durch Soziales erklären – alles andere ist Durkheim zufolge von vornherein falsch. Gesellschaften lassen sich also weder in Abhängigkeit von ihrem Klima bestimmen, wie das noch Montesquieu versucht hatte, noch durch Sinn und Zweck individueller Nutzenmaximierung verstehen, wie das die Ökonomie immer wieder tut. Beide Vorstellungsräume sind *ideologisch*, folgen also den *idola* der beobachtenden Wissenschaftler und sind keineswegs Natur der Sache, also Wesensausdruck der untersuchten Gesellschaft.

Um hier Boden unter die Füße zu bekommen, so Durkheim, brauchen wir gleichsam als Rückgrat unserer Studien eine Klassifikation von Gesellschaftstypen, die dem Strukturprinzip *einfach-komplex* folgt. Was ihm vorschwebt, ist eine Entwicklung der Gesellschaftsgeschichte, wonach sich Gesellschaften aus ganz einfachen Elementen zu immer komplexeren Gebilden aufgestuft haben. Er vergleicht sie mit dem Bild eines Baumes mit gemeinsamem Stamm und vielfältigen, empirisch rekonstruierbaren Verästelungen. Ausgangspunkt ist die einfache Gesellschaft, die Durkheim als Horde oder Clan versteht. Von ihr aus kann man die Stufenleiter sozialer Typen rekonstruieren, wenn man davon ausgeht, dass „höhere“ Gesellschaften nach dem Prinzip begrenzter Strukturvariationen durch Rekombination ihrer Elemente und der Art ihrer Zusammensetzung zustande kommen.

Deshalb wählt Durkheim das Bild des Baumes: Der feste Stamm verkörpert die Konstituentien jeder Gesellschaft, also das, was alle Gesellschaften ausmacht. Die Zweige beschreiben die möglichen Variationen der Grundstruktur.

Eine solche Klassifikation bietet einen ersten Rahmen zur Ordnung des empirischen Materials, sie ist Einstiegs- oder Ausgangspunkt, insofern also nur Vorarbeit. Die eigentliche *Erklärung* eines Phänomens bedarf der gesonderten Analyse von Funktion und Kausalität: Der sachliche Wirkungszusammenhang – wie hängt ein Phänomen mit dem anderen zusammen bzw. was wirkt wie auf wen? – muss stets vom genetischen Entstehungszusammenhang – wie ist ein sozialer Tatbestand entstanden oder ursächlich hervorgebracht worden? – getrennt untersucht werden. Funktionale Analyse und Kausalanalyse sind also strikt auseinanderzuhalten – das hatte der angebliche Funktionalist Émile Durkheim bereits 1895 gefordert.

Am ehesten gelingt diese saubere Trennung durch die Anwendung der historisch-komparativen Methode, einen gleichsam indirekt experimentellen Zugang zur Wirklichkeit. So kann man einerseits diachron, also *historisch-vergleichend* verfahren, indem man eine Institution oder ein Phänomen über die Zeit und in verschiedenen Gesellschaftsformationen untersucht; oder man setzt synchron, also *historisch-vergleichend* an, indem man eine Institution oder ein Phänomen zum selben Zeitpunkt oder im gleichen Zeitraum in verschiedenen Gesellschaften gleichen Typs studiert.

Ein Phänomen vollständig zu *verstehen*, heißt nicht nur, eine genaue Beschreibung und eine adäquate Erklärung zu unterbreiten; hinzu kommt eine *Beurteilung*, ob das in Frage stehende Phänomen normal oder pathologisch ist. Wie kann man diese schwierige Unterscheidung vornehmen? Ist etwa die Existenz von Verbrechen, also die systematische Abweichung und Verletzung einer Norm, selbst schon pathologisch oder eigentlich ganz normal? Was ist das Kriterium zur Scheidung dieser zwei Klassen von Erscheinungen? Durkheim schlägt die allgemeine Verbreitung eines sozialen Phänomens als Normalitätskriterium vor. In einem ersten Schritt wird seine durchschnittliche Häufigkeit durch Beobachtung festgestellt; in einem zweiten Schritt wird die historische Bedingungskonstellation untersucht, um seine Allgemeinheit zu prüfen; in einem dritten Schritt wird durch einen Vergleich von Vergangenheit und Gegenwart bestimmt, ob diese ursprünglichen Bedingungen noch gegeben sind oder sich zwischenzeitlich verflüchtigt haben. Wenn ja, also bei Fortbestand der ursprünglichen Bedingungen, gilt das in Frage stehende Phänomen als normal, wenn nein, dann ist es wohl pathologisch. Nach dieser Prüf- und Lesart – durchschnittliches Auftreten, Allgemeinheit und die ursprünglichen Bedingungen – ist die Existenz von Verbrechen normal, durchaus notwendig und manchmal sogar nützlich. Letzteres ist immer dann der Fall, wenn es um moralische Innovationen geht, die zunächst von der herrschenden Meinung

in der Gesellschaft verurteilt werden. Was als kalkulierte Regelverletzung einer moralischen Avantgarde begann, kann später durchaus zur herrschenden Norm werden, wenn z. B. junge Paare erst einmal zusammenleben, bevor sie sich zur Heirat entscheiden. Pathologisch ist nicht das Verbrechen an sich, sondern eine bestimmte Kriminalitätsrate, wie etwa eine starke Variation oder ein plötzlicher Anstieg. Longitudinale Beobachtungsreihen und vergleichende Analysen in und zwischen Gesellschaften, so Durkheims Auffassung, sollten in der Lage sein, einen legitimen Schwankungsbereich der Kriminalitätsraten herauszufinden.

Abschließend diskutiert Durkheim die Vorzüge seines methodischen Programms. Es ist von der Philosophie unabhängig, weder irgendeiner ihrer Schulen noch bestimmten ihrer Grundlagen verpflichtet. Zudem ist es von keiner Ideologie abhängig, weder vom Individualismus oder Nominalismus noch vom Sozialismus oder Kollektivismus. Sein größter Vorzug ist die Objektivität, die eine rationale, positive und empirische Soziologie verspricht, indem es soziale Tatbestände gleichsam wie Dinge betrachtet. Objektiv in ihrer Methode und autonom als Disziplin vermag die Soziologie der Gesellschaft die besten Dienste zu erweisen.

Über die Grenzen der Durkheim-Schule hinaus sollte dieses methodische Programm seinen Einfluss geltend machen. Generationen von französischen Soziologen lasen die *Regeln* wie eine Fibel, in der man das Einmaleins dieser Wissenschaft erlernt. Aber auch auf die Historiker der *Annales*-Schule wirkte es prägend mit seinen Forderungen nach vorurteilsfreier Begriffsbildung, Objektivität und historisch-empirischer Betrachtungsweise.

Ogbleich einflussreich, wurde dieses methodische Manifest Durkheims und seiner Schule von Beginn an heftig bekämpft und grundlegend kritisiert. Vier Einwände waren es, die in zahlreichen Variationen immer wieder vorgetragen wurden. Besonders heftige Kritik zog Durkheims radikaler Szientismus und „Chosismus“ auf sich, erweckt er doch den Eindruck, als ob die Soziologie eine Sozialwissenschaft strikt nach dem Vorbild der Naturwissenschaft sein könnte. Aber sind die Erkenntnisse der Soziologie wirklich „Gesetze“, die unabhängig von Raum und Zeit und, wenn das nicht möglich ist, zumindest innerhalb der Grenzen eines Gesellschaftstyps unumschränkt gelten? Durkheim hätte auch nicht nur einen Moment gezögert und die Frage für die Geltungskraft innerhalb eines Gesellschaftstyps bejaht. Aber schon die Aufforderung nach vorurteilsfreier Begriffsbildung, die sich von allen gesellschaftlich vorhandenen Begriffen abheben soll, ist, strikt besehen, nahezu ein Ding der Unmöglichkeit. In der sozialen Welt herrscht ein solches Sinn- und Begriffsarsenal, das kein noch so objektiver Soziologe einfach ignorieren kann, wenn er in seinen eigenen Bemühungen nicht bei völlig dürftigen Abstrakta landen will. Jede hermeneutische Tradition würde unterstreichen, dass gerade hier, in dieser Bedeutungs- und Sinnwelt, die sozialwissenschaftliche Arbeit liegt. Der

Soziologe, der als völlig unabhängiger Beobachter das gesellschaftliche Geschehen souverän von den Kommandohöhen seiner Wissenschaft überblickt, ist selbst eine euphemistische Konzeption, welche die Eingebundenheit und Verbundenheit des Sozialwissenschaftlers in seine soziale Welt geflissentlich ignoriert. Zudem wissen wir heute, dass es diesen externalen Beobachterposten nicht gibt, vielmehr Soziologen „Beobachter zweiter Ordnung“ (Niklas Luhmann) sind: Sie beobachten die Beobachtungen und Handlungen der Akteure mitten aus der Gesellschaft heraus, deren Mitglieder sie selbst sind. Das soziale Leben beruht also auf gesellschaftlichen Konstruktionen, die wiederum durch soziologische Konstruktionen aufgeklärt werden sollen. Kurzum: Die soziologische Begriffsbildung kann nicht gänzlich der gesellschaftlichen Bedeutungs- und Sinnspektren entraten, die Erkenntnisse der Soziologie bleiben rückgebunden an Kultur und Lebenswelt der untersuchten Gesellschaft und ihre empirischen Gesetzmäßigkeiten kommen nicht aus ohne das hermeneutische Vorverständnis der untersuchten Akteure und ihrer sozialen Beziehungen – deshalb kann man nur sehr eingeschränkt soziale Phänomene „comme des choses“, gleichsam wie Dinge, behandeln. Ebenso oft wie Szientismus und „Chosismus“ wurden Durkheim und seiner Schule Positivismus und Empirismus vorgeworfen. Wenn man grundsätzlich gegen die Überprüfung von Gesellschaftstheorien durch empirische Sozialforschung ist, also die positive und empirische Vorgehensweise zur Beurteilung, ob etwas der Fall sei, was eine Theorie behauptet, schüttet man das Kind mit dem Bade aus. Denn man trifft damit nicht Durkheim, sondern den Mainstream der Soziologie.

Wichtiger sind denn auch die Einwände gegen seinen strukturellen Evolutionismus und seine Unterscheidung von Normalität und Pathologie. Durkheim zufolge muss eine sorgfältige Beschreibung eines Phänomens auf dem Boden des festgestellten Gesellschaftstyps erfolgen. Zu diesem Zweck muss eine Klassifikation von Gesellschaftstypen vorgenommen werden, um diese Verortung vorzunehmen. Obgleich Durkheim zeit seines Lebens gegen jegliche Form von Evolutionismus argumentiert hat, vor allem, wenn es um dessen Zielgerichtetheit und dessen „Fortschritt“ ging, huldigt er selbst einem strukturellen Evolutionismus. Danach sollen sich Gesellschaften nicht nur auf einem Spektrum bewegen, das von einfach bis komplex reicht; vielmehr soll es möglich sein, alle vorfindbaren Gesellschaften auf dem Baum der Evolution abzutragen. Das aber ist selbst ein evolutionistisches Ideal, was zudem schwerlich einzulösen sein dürfte. Scheitert aber eine zweifelsfreie, also objektive Klassifikation der Gesellschaftstypen, dann wird auch der Beschreibung der Boden unter den Füßen weggezogen. Ähnliches gilt für seine Distinktion von Normalität und Pathologie als Grundlage der Beurteilung. Selbst wenn man sein Kriterium, die durchschnittliche Häufigkeit, akzeptiert, löst das nicht die logische Lücke zwischen Norm und Normalität. Jede Form von Verbrechensprävention